

# Jugendstil und Klosterbarock : Bemerkungen zur St. Galler Stilkunde

Autor(en): **Kirchgraber, Jost**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen**

Band (Jahr): - **(1978)**

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-948638>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Jugendstil und Klosterbarock

## *Bemerkungen zur St.Galler Stilkunde*

In der Baukunst des späten 19. Jahrhunderts, im sogenannten Historismus, spielen die Stilbegriffe eine grosse Rolle. Wer richtig und gepflegt bauen wollte, hatte sich in den Arsenalen der Vergangenheit genauestens umzusehen. Ob aber Hardegger seiner Otmarskirche die Züge der Gotik oder Stöcklin der Linsebühlkirche diejenigen der Spätrenaissance verlieh, war zunächst eine bloss formalästhetische Frage, eine Frage des momentanen Appetits der verantwortlichen Kommissionen und der Vorliebe des Architekten. Da dieser die Stilgeschichte wie eine Menükarte zur Hand hatte, verfügte er über die Formen wie über seine Rezepte der Koch. Immerhin, für geistliche Räume empfahl sich eher das Gotische, während Rat- oder Schulhäuser als Orte der Vernunft die Renaissance auf den Plan riefen.

Jedoch auch dort, wo man bereits von Jugendstil sprechen muss, für St.Gallen nicht vor 1900, wollte man auf

### *das Erbe der Stile*

nicht verzichten:

«Die Fassaden in italienischen Renaissance-Formen sind schlicht und ernst.»<sup>1</sup>

«... des imponierenden, im modernisierten Empire-Stil elegant eingerichteten Schulhauses...»<sup>2</sup>

«... durchaus würdiger und stattlicher Bau in den Formen des neuzeitlichen Barock, der namentlich in den geschweiften Linien der Giebel zum Ausdruck kommt».<sup>3</sup>

Der erste dieser zeitgenössischen Kommentare bezieht sich auf die Vadiana (1907), der zweite auf die Hadwig-Schule (1907) und der dritte auf die Tonhalle (1909). Doch treffen diese Bezeichnungen hier überhaupt alle zu? Könnte man nicht die Vadiana mit gleichem Recht dem Barock, das Hadwig-

Schulhaus der Renaissance zuordnen? – Gerade dies ist jedoch typisch und trennt diese Bauten von der Strenge des Historismus: denn die Stile greifen jetzt ineinander und verschmelzen zu etwas Neuem. Man getraut sich jetzt mit den Requisiten der Vergangenheit umzuspringen, nach Lust und Laune. Betrachtet man etwa die Fassaden- und Giebellandschaft am Spisertor, spürt man ja förmlich den Genuss dieser neuen Freiheit; man ahnt noch die Gotik und zugleich die Freude, dem Käfig der Stilreinheit entronnen zu sein. Der architektonische Jugendstil negiert nicht die Stile, aber er variiert und kombiniert sie, wie er will. Und nur dort, wo er will, setzt er sie ein.

Ausserdem hatten Gurlitt und Wölfflin<sup>4</sup> inzwischen den Barock entdeckt und verschafften somit dem mitunter krampfhaft um einen neuen Stil ringenden Architekten eine Möglichkeit, der alten Stilpalette wenigstens einen neuen Ton beizumischen. Mit Barock verband man Festlichkeit, Lebensfreude, Ornamentierlust und geschwungene, schmiegsame Konturen (das Gebrochene übersah man gern) – eigentlich Elemente, die einem jetzt, im Zeichen der Natur- und Lebenssehnsucht, ohnehin zusagten. Auch all die Träume vom «Gesamtkunstwerk» fanden im Barock unverhoffte Entsprechungen. Kein Wunder also, wenn so ab 1906 unsere Rosenberg-Villen nicht ungern anfangen, als barocke Landschlösschen aufzutreten, wenn der Zwiebelturm jetzt allenthalben Urständ feierte, wichtige Bauten wie Hauptbahnhof, Tonhalle, die Kirchen Heiligkreuz und St. Maria Neudorf, das Neue Museum sowie Vadiana nebst manch einem Stickereipalast barockisierende Züge annahmen.

Hinzu kommt noch etwas: die Beziehung des Jugendstils auf

*die einheimische Bautradition.*

Namentlich die gehobeneren Bauten des Historismus tragen nicht selten den Stempel strenger Wissenschaftlichkeit, weil man sich nicht um das Eigenartige, sondern um das Typische eines Stils bemüht hatte. Das Alte Museum und St. Laurenzen präsentieren sich edel, kühl und international – Manifestationen stilreiner Gesetzlichkeit, Manifestationen allerdings auch einer starren Weigerung, dem Ingenieur Einlass zu gewähren in den Tempel der Baukunst.

Als dann von England und Frankreich her die Ideen vom licht- und luftreichen Leben, von der unmittelbaren Schönheit reiner Natur, vom ewigen Frühling der Sinnlichkeit, die Ideen auch von neuen Bautechniken in Eisen, Glas und Beton überall einströmten, wo man modern sein wollte, begannen die festgefahrenen Architekturprinzipien und somit auch der Formenschatz sich aufzuweichen, im Extremfall zu zerfliessen oder gar sich aufzulösen. Neue Werte fassten Fuss: «Die Gegenströmung ist da, der Ruf nach der materialgemässen, baugerechten, nach einer volkstümlichen und ortstümlichen Architektur ist so laut geworden, dass man ihn nicht mehr überhören kann.»<sup>5</sup> Im Begriff «volkstümlich» klingt das soziale Element an, in «materialgemäss» die Forderung nach natürlichen, vom handwerklichen Standpunkt aus guten Baumaterialien: Schmiedeeisen statt Guss, Kupfer statt Blech, Täfer statt Tapeten, Stein statt Verputz. «Baugerecht» deutet umgekehrt vielleicht die Offenheit gegenüber technischen Neuerungen an, wo man zu ihnen stehen wollte. Dann eben das Wort «ortstümlich»:

«Um der Umgebung Rechnung zu tragen, sind einfache Formen gewählt, die Obergeschosse der Fassaden in Putz ausgeführt und nur der Erker der St.Galler Gepflogenheit gemäss reicher geschmückt» (Geschäftshaus Möhrli am Schibener Tor, 1909).<sup>6</sup>

«Die Formen lehnen sich an heimatliche Muster an, was hauptsächlich am Turm und im Erkerschmuck ersichtlich ist» (Globus, 1914).<sup>7</sup>

«Mit Beschränkung auf die einfachsten Motive ist in dem Landhaus ‚Oberziel‘ eine Lösung der Aufgabe gezeigt, die lieblichen Gelände über dem Bodensee im Charakter der dort landesüblichen Bauweise und doch unsern heutigen Lebensgewohnheiten angemessen zu bevölkern, die bürgerlichen Wohnbedürfnissen vollauf genügen . . .» (Landhaus Salzmann, 1909).<sup>8</sup>

«Beim Hallenfenster und der südöstlichen Veranda kamen die typisch st.gallischen ausgeschnittenen Holzverkleidungen mit Zahnschnittverdachung zur Anwendung» (Villa Frischknecht, Sittertobel, 1912).<sup>9</sup>

Anpassung an die lokale Bautradition, Anpassung auch an die baulichen Nachbarschaften, Anpassung an die topographischen Gegebenheiten – das gehörte zum Credo der Theoretiker, in das natürlich nun auch die Stimmen des eben aufkom-

menden Heimatschutzes einfielen. In St.Gallen findet sich eine Fülle von Beispielen, wo der Jugendstil Bauformen hergebrachter einheimischer Architekturen zitiert, vom alten Rathausfirst bis zum Zeltdachhelm des längst verschwundenen gotischen Klosterturms, vom Erkerpaar an zwei Hausecken bis zum nachbarlichen Appenzeller Schweifgiebel oder – um noch ein konkretes Beispiel zu nennen – dem unverwechselbaren Giebel St.Mangens an der Gewerbeschule nebenan (1912). Am meisten abgefärbt hat wohl

### *die Kathedrale.*

Es ist der Hauptbahnhof, wo sie sich am mannigfachsten widerspiegelt.

«Besonders in der Gallusstadt ist dieser Stil am Platze, und man könnte sich für den aus der Fremde heimkehrenden St.Galler keine anheimelndere Empfangsstimmung denken als diejenige, welche ihn in der Schalterhalle, im Korridor, im Restaurant und im Wartsaal II. Klasse empfängt und ihn so warm an seine prächtige Klosterkirche erinnert.»<sup>10</sup>

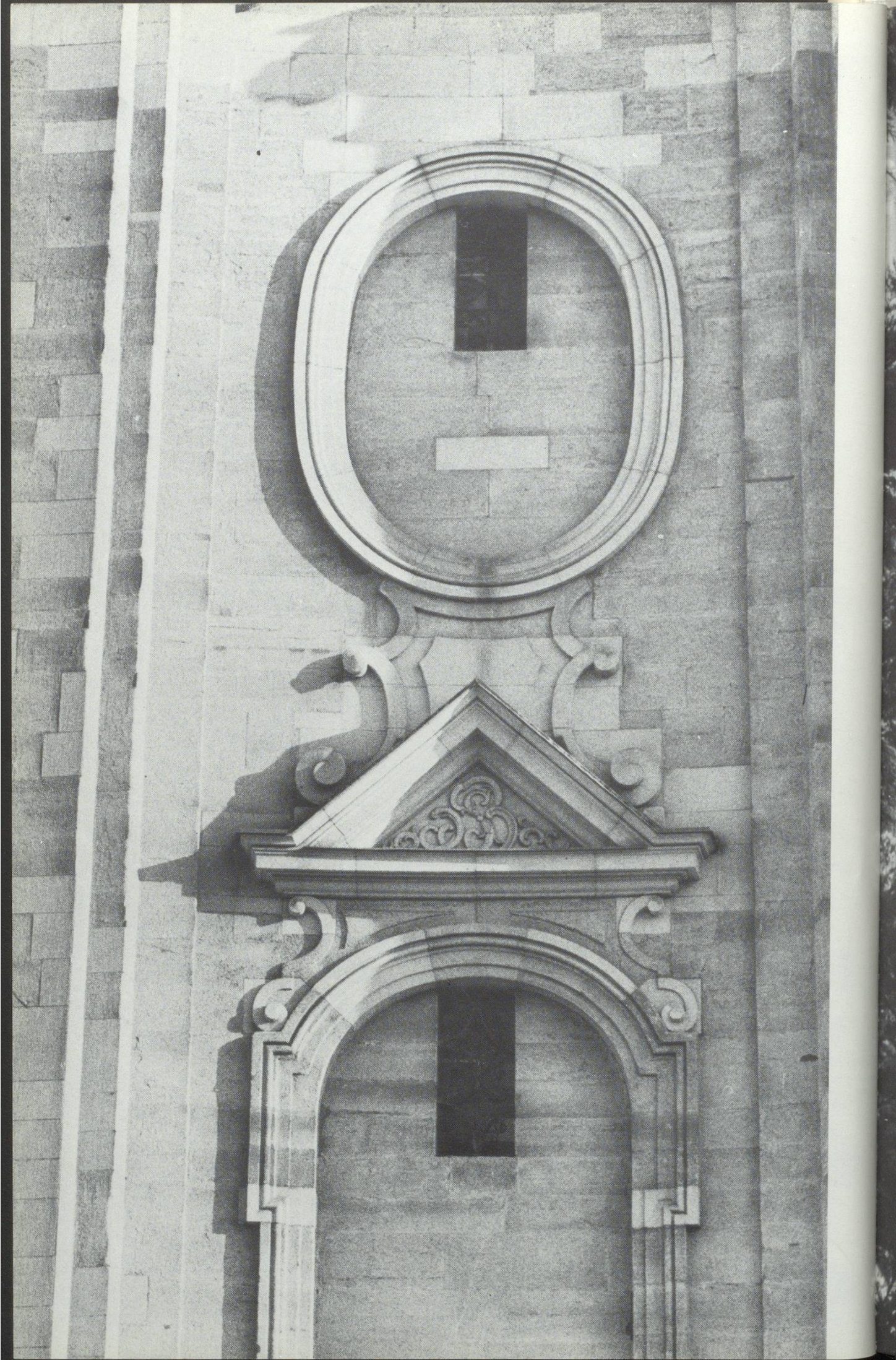
Zunächst fällt die weite, ausgebuchtete Halle auf. Mit ihren hohen Rundbogenfenstern entspricht sie dem barocken Kuppelraum. Grosse Rocailenbilder in Grau und Weiss – heute unsichtbar gemacht – verteilten sich über die Wände und warben für die landschaftlichen Höhepunkte des Vaterlands. In Form und Farbe berührten sie sich mit den Füllungen des berühmten Chorgestühls. Oder wie sich aussen in Traufhöhe die Steinbalustrade konkav von Pilaster zu Pilaster schwingt: man vergleiche sie mit den Galerien an Fassade und Türmen der Kathedrale.

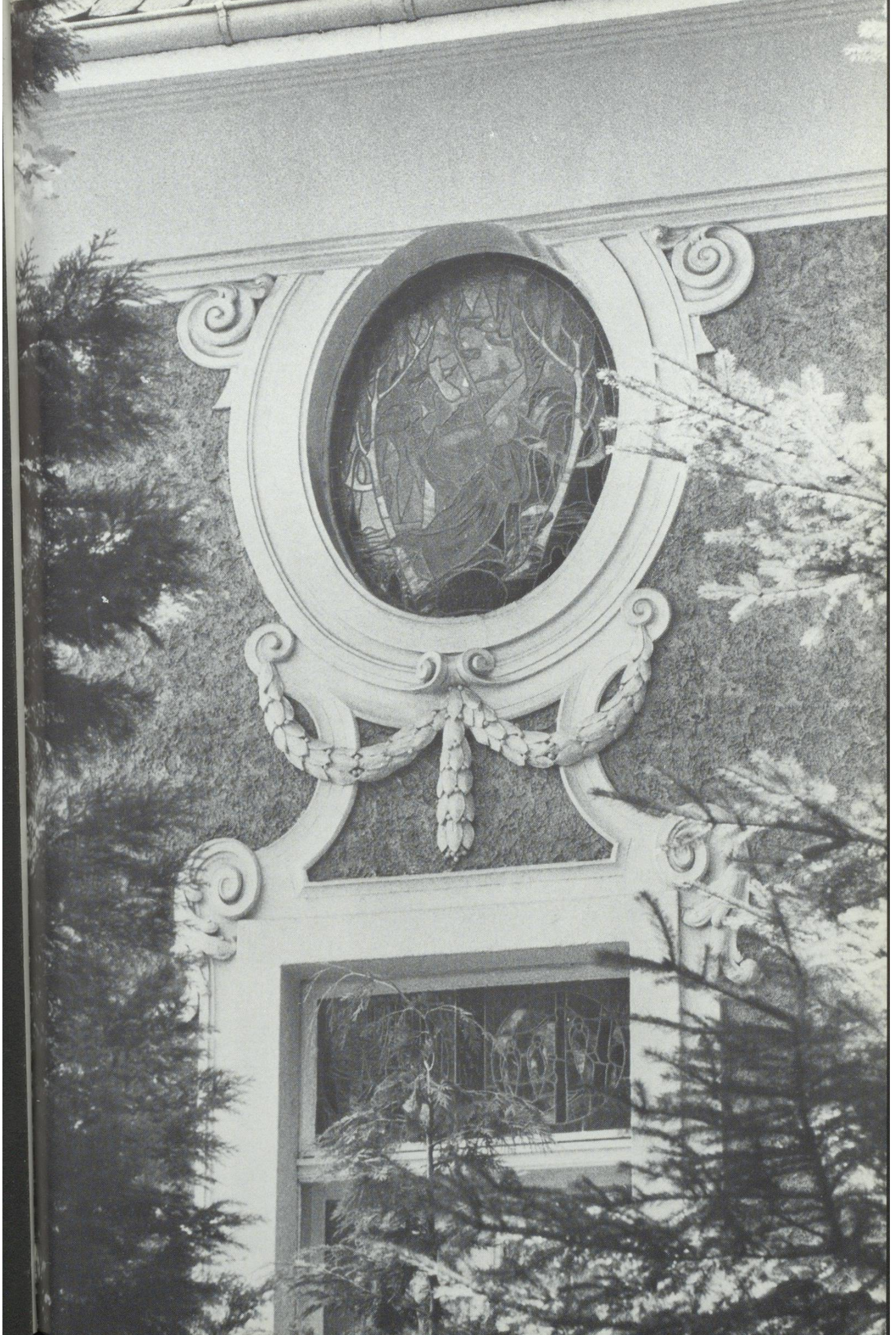
Indessen: dieser Bahnhof sagte nicht allen Fachleuten zu. Während das «Werk» seine Festlichkeit rühmte<sup>11</sup> und der «Heimatschutz» vergleichend zur Hauptpost bemerkte, sie bringe im Gegensatz zum Bahnhofgebäude «etwas Fremdes in unsere Stadt; ihr fehlen die engen Beziehungen zum alten St.Gallen»<sup>12</sup>, schwieg die «Schweizerische Bauzeitung» den

*Rechts:* Im Vordergrund der Globusturm, erbaut 1915 von Hollmüller und Häny (Büro Curjel und Moser); hinter ihm gleichsam als Paten die Helme der Kathedrale: Zwiebel, aber kaum eingeschnürt, und als Bekrönung eine kleine Kopie der Hauptform.

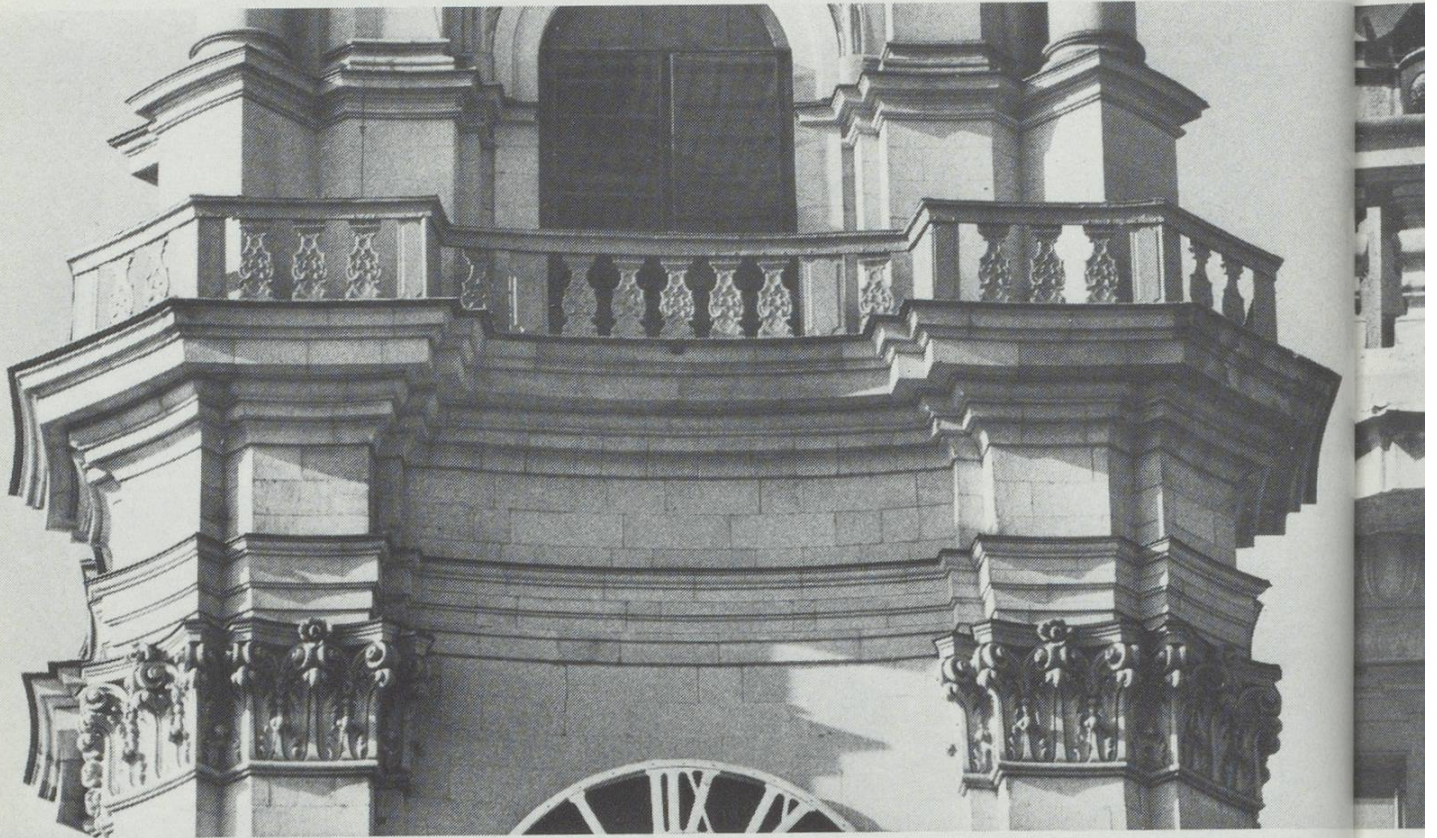








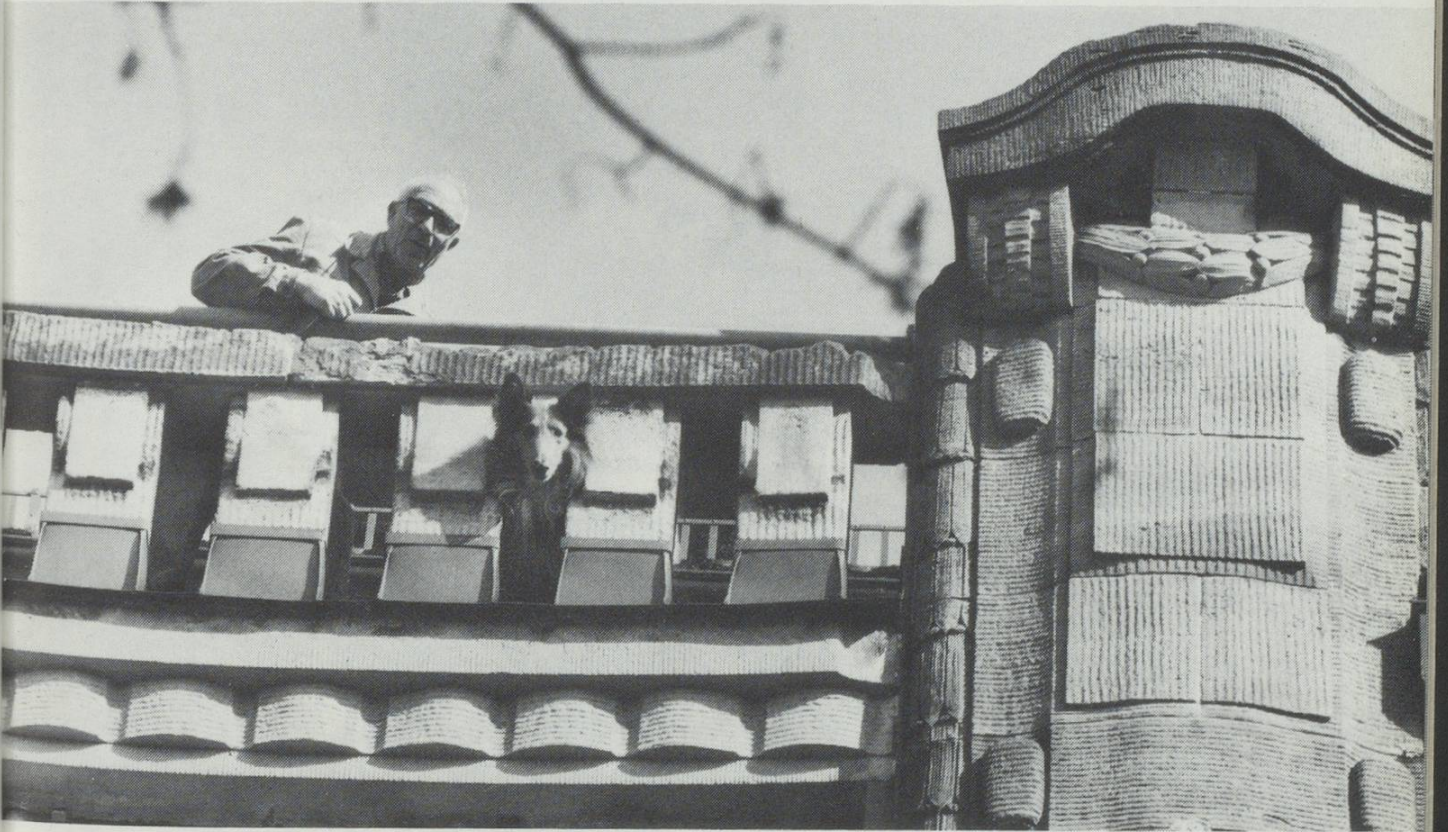
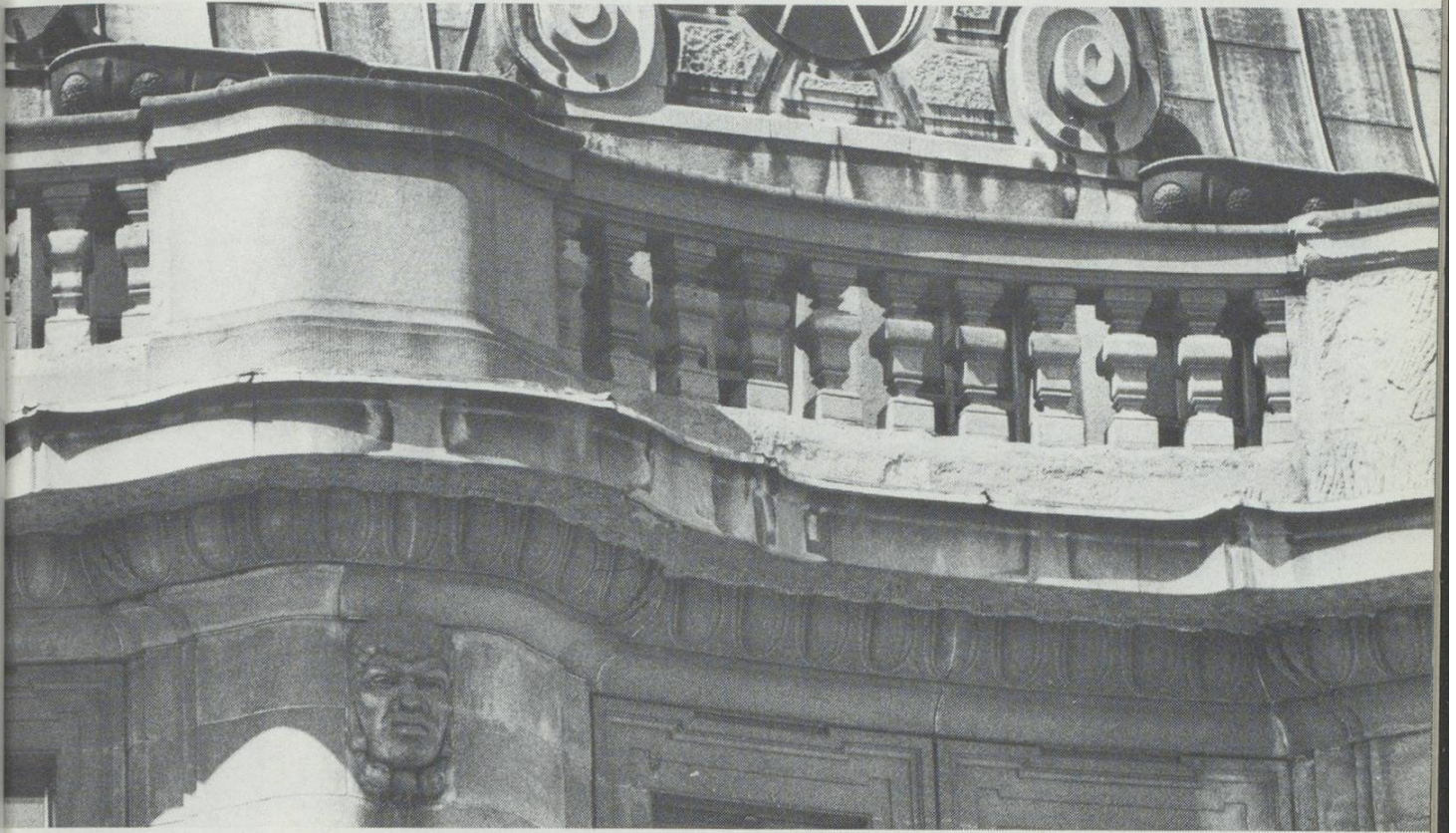




Balustraden, konkav geschwungen, führen auf der Höhe des Glockenstuhls um die Kathedraltürme herum und finden sich auch oben an der Fassade. Konkav geschwungene Balustraden, mehr oder minder daran erinnernd begleiten oben die Trauflinie am Bahnhof, *rechts oben*, am Stickereihaus Zürcher-Niederer (Schreinerstrasse/Curjel und Moser 1906/heute Gewerbeschule) *rechts unten*, und anderswo.

*Vorhergehende Doppelseite:*

1906 baute W. Heene das um ca. 20 Jahre ältere Haus «Helios» (Winkelriedstrasse 31) völlig um und hüllte es in ein duftiges Jugendstil-Gewand. Oval und Fenster entsprechen formal einem Motiv, wie es Peter Thumb den Türmen der Kathedrale eingezeichnet hat.



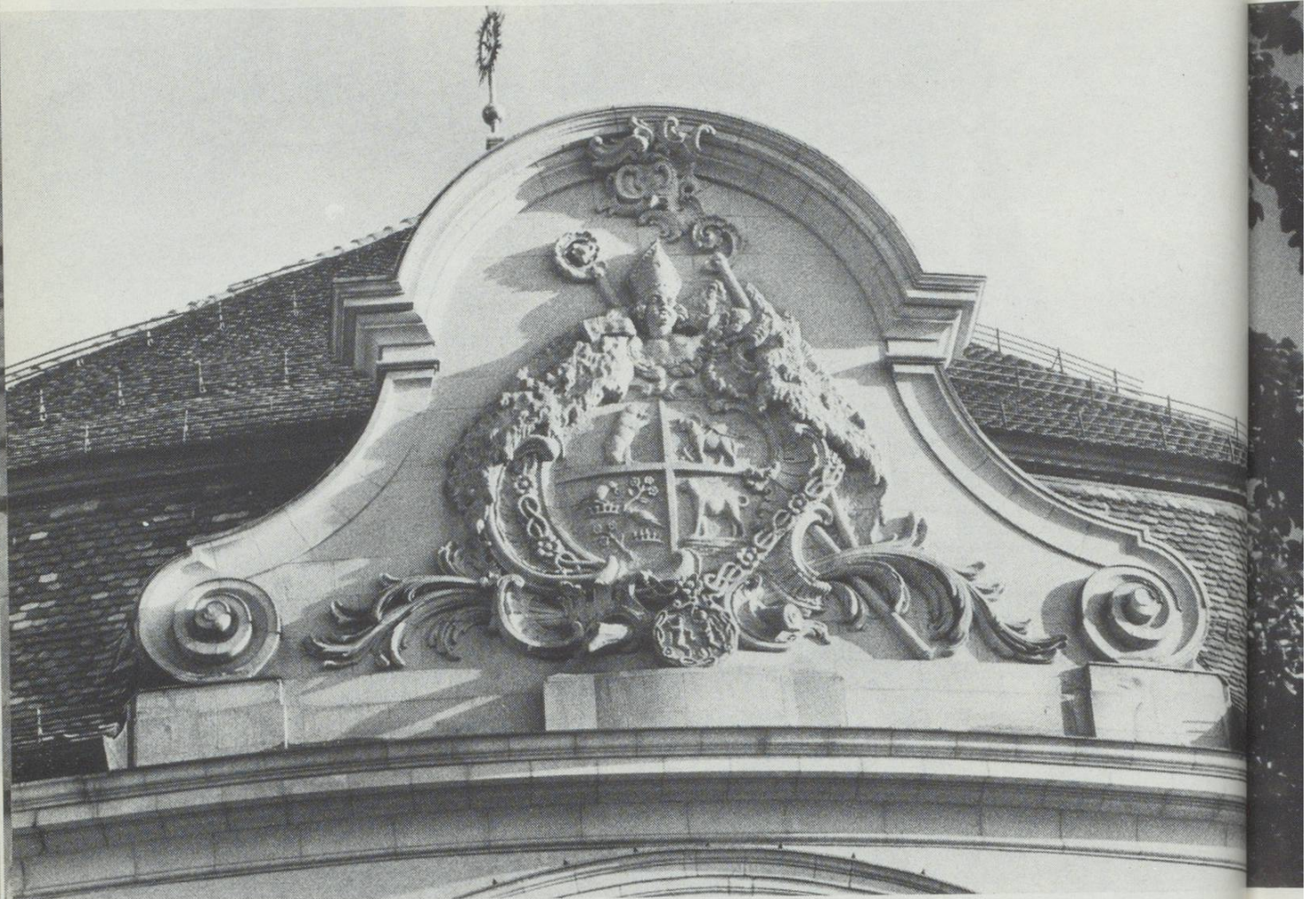
*Folgende Seite:*

Geradezu frappant ähneln sich diese Kapitäle! *Oben:* Kathedraltürme

*Unten:* Amtshaus (Ecke Neugasse–Marktgasse/Stadtbaumeister Müller 1920)





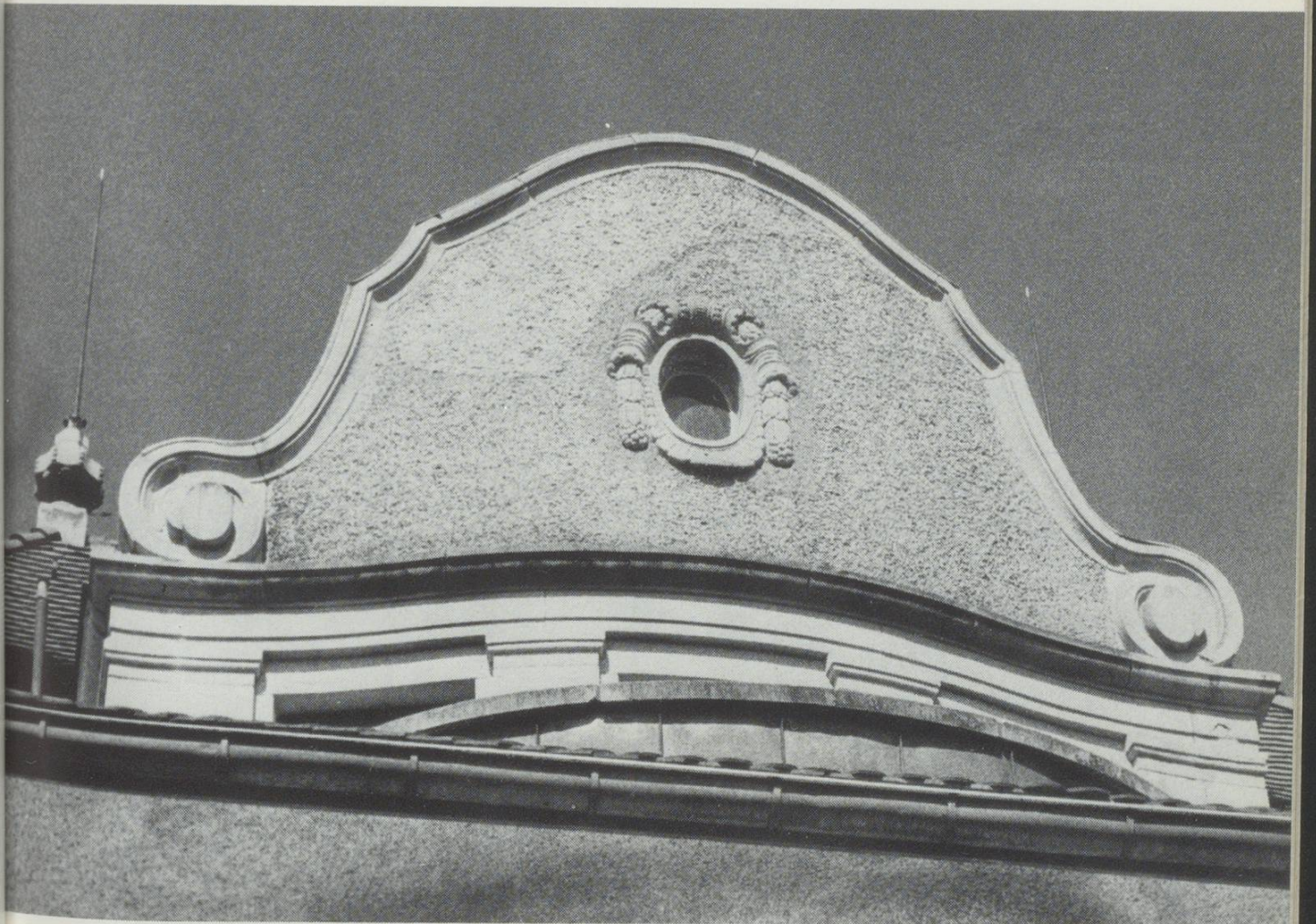


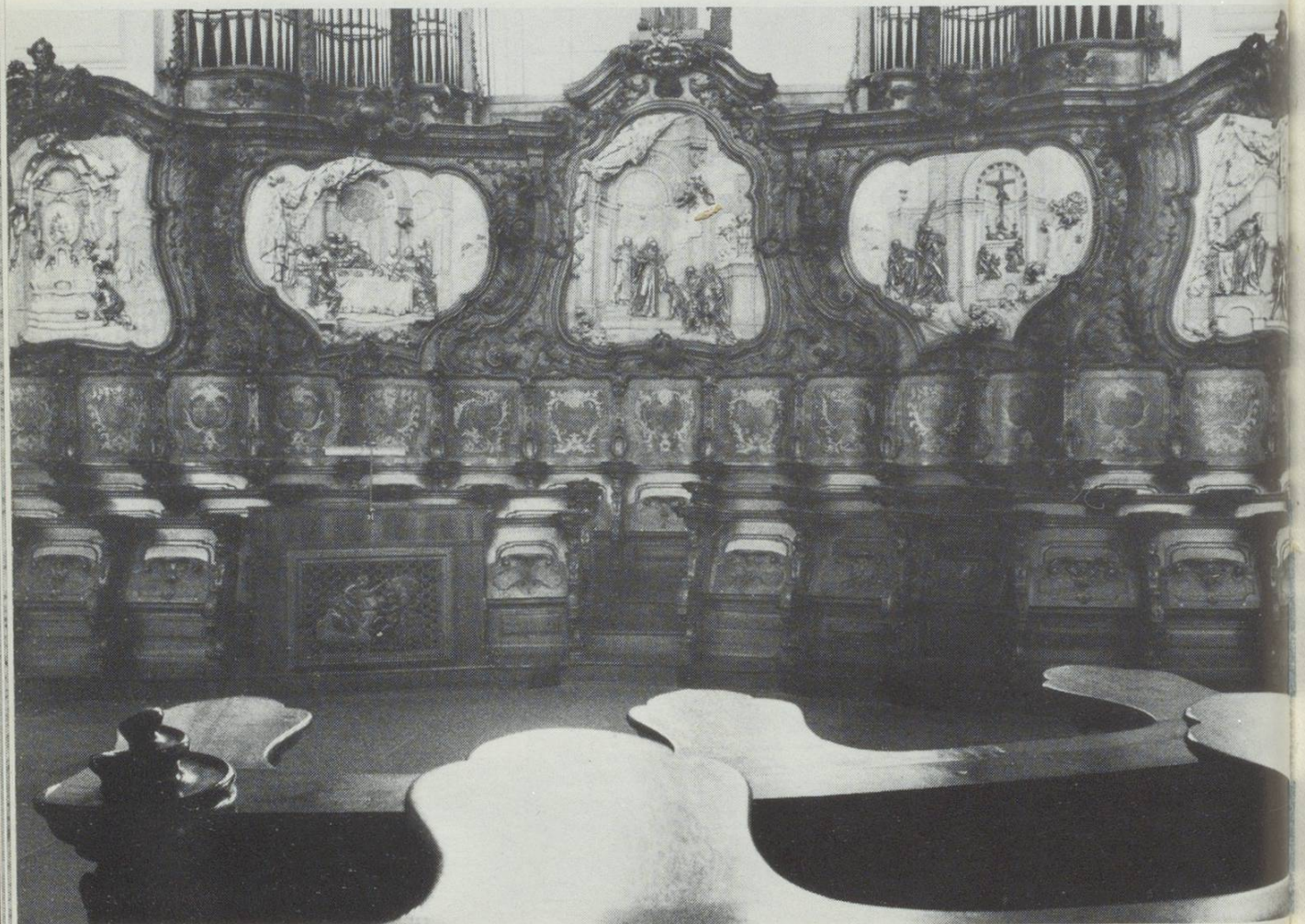
Schaugiebel am Langhaus der Kathedrale.

*Rechts oben und unten:* Speziell der Villentypus des Rosenbergs griff gern zu dieser Form, wenn es darum ging, die Südfassade gebührend imposant und gebührend st.gallisch erscheinen zu lassen. Redingstrasse 6 (Curjel und Moser 1911) Redingstrasse 5 (A. Cuttat 1909)

*Vorhergehende Seite:*

Fassade des Bahnhofs (1914). Unschwer lässt sich erkennen, wie sich der Architekt, A. v. Senger, von der Kathedrale inspirieren liess – in bezug auf das grosse Dach, die ausgebuchtete Halle, deren Fenster und Balustrade, in bezug auch auf die an Schaugiebel erinnernden Lukarnen.





Neubau zunächst tot, liess sich dann aber durch Leserbriefe zu einer heftigen Kritik anstacheln, indem sie von «Stilübungen» des Architekten sprach<sup>13</sup> und die Schalterhalle beispielsweise mit den Worten verspottete: «Halb Kathedrale, halb Jahrmarkts-Stimmung. Erstere überwiegt, dank der barocken Schalterkioske in schönem braunem Holz, mit geschwungenen Blechdächlein und Dachfensterchen, zuoberst ein feines Goldfiligränchen. An den Fensterchen des Gepäck-Aufgabe-Schalters hängen grünseidene, liebevoll geraffte reizende Vorhänglein mit Fransen, wie an den Beichtstühlen der St.Galler Klosterkirche.»<sup>14</sup> Nun, die Schalterpavillone sind heute purifiziert, jene Vorhänglein ebenso verschwunden wie die erwähnten Bilder des Restaurants. Erhalten hat sich dagegen – im dienstlichen Teil des Gebäudes – ein Treppengeländer, anhand dessen einem der Aufgang zur Stiftsbibliothek in den Sinn kommen mag. Was die Steinbalustraden am Dachansatz betrifft, so bekronen sie übrigens auch die Trauflinien des Hauses «Zur Waag» (Sport-Sonderegger) sowie der beiden Stickereihäuser Zürcher-Niederer (Schreinerstrasse) und Fenkart-Abegg, heute Filtext (Anfang Teufener Strasse). Und wenn man das Weberhaus (Buchhandlung Rösslitor) anschaut, sieht man dort eine auf halber Höhe elegant um die Ecke herumlaufende durchgitterte Galerie, und man denkt dabei vielleicht ganz entfernt an die Entsprechung in der Stiftsbibliothek. Auch die Fensterfront des Langhauses scheint einen weitem Schatten geworfen zu haben: an die Seitenfront der Vadiana. Oder die Turmhauben mit dem Charakteristikum, dass zuoberst nochmals Türmchen sitzen, winzige Kopien der grossen. Obwohl nicht nur in St.Gallen verwendet, sondern im Barock allgemein verbreitet, hat diese Spezialität gerade hier verschiedene Echowirkungen hervorgerufen. Der Globusturm, der Turm schräg gegenüber an der «Waag», die Türme am Spisertor tragen Helme mit dieser witzigen Repetition obenauf.

Manchmal ist der Einfluss nur vage spürbar. Ist es Zufall, dass gerade in St.Gallen die Villen nicht selten einen aufge-

*Links:* Ein Abglanz des berühmten Chorgestühls an den Wänden der Bahnhofhalle. Säkularisation klösterlicher Kunst oder sakrale Weihe der Räume des Verkehrs?



wölbten und seitlich eingerollten Schaugiebel haben – in der Art, wie ihn die Kathedrale über dem Haupteingang an der Längsfront aufweist? Ist es Zufall, dass die Wandgliederung am Amtshaus (Ecke Marktplatz/Neugasse) eine barocke Note hat – oder ist auch das ein Abglanz des Klosterstils, der Pfalzfasade vielleicht? Und wie steht es mit dem «Washington», dem Stoffel-Palast an der Rosenbergstrasse? Würde nicht der scharfe Beobachter auch hier Zitate finden, wo ja die ganze Erker- und Giebelveranstaltung aussieht wie ins Monumentale gesteigerte und etwas verwilderte Beicht- und Chorstuhlplastik? Oder das Entree im Stickerietablisement Reichenbach mit den geschnitzten Pilasterverkröpfungen, dem aufgeworfenen Türsturz? Oder all die vielen schmiedeisernen Gitter an Balkonen, Türen und Zäunen am Rosenberg und auch gegenüber? Oder gar die Stickeriemotive? Vielleicht vergleicht einmal jemand die Klosterornamentik mit den Musterbüchern der Jugendstiljahre, wie sie im Gewerbemuseum aufliegen?

Jugendstil und Klosterbarock – das ist ein rein stilkundliches Thema. Infolgedessen fielen hier andere, zum Beispiel soziologische, technologische und wirtschaftliche Gesichtspunkte ausser Betracht, Gesichtspunkte, die natürlich für das Verständnis der st.gallischen Baugeschichte wichtig wären. Dabei war auch die Frage, warum die Kathedrale ausgerechnet in dieser Zeitspanne einen Einfluss auf die Baukunst ausgeübt habe, nur stilkundlich zu beantworten. Es wäre wohl sinnlos zu vermuten, dass zwischen 1900 und 1914 das bischöfliche Machtpotential oder mindestens der Katholizismus einen derartigen Aufschwung erlebt hätte in unserer Stadt, dass sich das baulich auf diese Weise niedergeschlagen hätte.

Genug, der barocke Klang hat den Jugendstil St.Gallens durchweht und das Antlitz der Stadt in einer charmanten Art getönt.

*Jost Kirchgraber*

#### *Anmerkungen*

1. «Schweizerische Bauzeitung» 1907, Bd. L, S. 243.

Das «St.Galler Tagblatt» vom 5. 10. 1907 spricht vom «eindruckvollen Vestibül mit seinen romanischen Bogenstellungen».

2. «St.Galler Schreibmappe» 1907, S. 47.
3. Denkschrift zur Eröffnung der Tonhalle, Zollikofer 1909, S. 32.
4. Cornelius Gurlitt: «Geschichte des Barockstiles», 3 Bde./Stuttgart 1886–1889. Heinrich Wölfflin: «Renaissance und Barock», München 1888.
5. «Die Schweiz» 1909: «Schweizerische Baukunst» von M. W., S. 289; vgl. auch: «Die Schweiz» 1913: «Neue Schweizer Architektur» von Emil Baur, S. 9ff.
6. SBZ 1909, Bd. LIII, S. 333.
7. SBZ 1915, Bd. LXV, S. 132.
8. SBZ 1910, Bd. LV, S. 7.
9. SBZ 1912, Bd. LIX, S. 78.
10. SBZ 1915, Bd. LXV, S. 241.
11. «Werk» 1914, letztes Heft S. 4.
12. «Heimatschutz», April–Juni 1915.
13. SBZ 1915, Bd. LXVI, S. 60.
14. SBZ 1915, Bd. LXV, S. 242.